



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In vielen Tempeln hängen die Priester Glocken auf, die der Wind läutet, die sollen die bösen Geister verjagen. Ich finde, das ist eine unnötige Vorsichtsmaßregel; denn das müßte ein blöder Geist sein, der nach China zurückkehrte, nachdem er einmal entkommen ist.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. April 1909

(Die innerpolitische Lage und der Kampf um die Reichsfinanzreform während der Osterferien des Reichstags.)

Die Pause, die wegen des Osterfestes in den parlamentarischen Arbeiten eingetreten ist, hat diesmal nicht den Charakter einer wirklichen Ruhepause. Denn es gilt, die Entscheidungen vorzubereiten, die nach Ostern recht bald werden fallen müssen. Jetzt erst setzt der wirkliche Kampf ein, der über das Schicksal der Reichsfinanzreform entscheiden muß. Wie wird er enden?

Man begegnete in der Presse öfter dem Tadel, daß die Regierung nicht früh und nicht energisch genug in den Kampf eingegriffen habe. Hätte sie — so ist die Meinung — die Dinge nicht laufen lassen, so wäre die ungeheure Zerfahrenheit, die jetzt von allen bürgerlichen Parteten unliebsam empfunden wird, nicht eingetreten, und die Reichsfinanzreform wäre längst über den Berg. Ja, so sagt man wohl! Aber um den Wert dieser Ansicht zu messen, braucht man sich nur die Leute, die sie vertreten, näher anzusehen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Leute, die am ersten mit dem Vorwurf bei der Hand sind, die Regierung habe geschwankt und nichts getan, immer dieselben sind, die über die Rückständigkeit unsrer politischen Einrichtungen im Punkte der politischen Freiheit klagen, konstitutionelle Garantien und parlamentarische Regierung fordern und überall ein persönliches Regiment, sei es des Kaisers, sei es des Kanzlers, wittern. Man erlebt ähnliches schon in kleinen Verhältnissen. Die braven Bürger, die am Stammisch am lautesten über Polizeiregiment und die Einmischung der Behörden in Privatverhältnisse schimpfen, sind die ersten, die bei jeder kleinen persönlichen Unannehmlichkeit nach der Polizei rufen. Warum sollte die Regierung bei der Reichsfinanzreform eingreifen? Sie hatte dem Reichstage Vorlagen gemacht, über deren Einzelheiten man verschiedener Meinung sein konnte, die aber jedenfalls mit solcher Sachkenntnis aufgestellt und so durchdacht waren, daß für ihre Rechtfertigung keine geeignetere Methode gewählt werden konnte als das ruhige Abwarten, ob die zur Beratung der Vorschläge berufne Volksvertretung die Sache würde besser machen können. Die Regierung hatte keine Veranlassung, die Arbeit des Reichstags, dem nach der Verfassung die Beratung der Reformvorlagen oblag, anders zu beeinflussen als durch die ordnungsmäßige Vertretung in den Kommissionsitzungen, oder gar den Parteien, die nur an sich selbst und nicht an das große Ganze dachten, die Verantwortung für ein etwaiges Scheitern des Werkes abzunehmen. Es war ganz richtig, daß die Regierung den Reichstag zunächst seinen eignen Drei Kochen ließ, wie es verfassungsmäßig und notwendig war. Hätte der Reichstag wirklich etwas brauchbares zustande gebracht durch zweckmäßige Vorschläge, die er an die Stelle der Regierungsvorlagen setzte, so konnte mit einem gewissen Recht

gesagt werden, daß der Reichstag mehr geleistet habe als die Regierung, und dann wäre die Kritik der Regierungsvorschläge am Platze gewesen. Aber der Fall lag hier nicht vor. Es mußte dem deutschen Volke der Beweis geliefert werden, daß der Reichstag tatsächlich unfähig war, etwas Besseres vorzuschlagen. Hinter der scheinbaren Untätigkeit und dem ruhigen Abwarten der Regierung stand nicht das Gefühl der Hilf- und Ratlosigkeit, sondern das sichere Bewußtsein der Überlegenheit, hervorgegangen aus der Überzeugung, so ziemlich die einzig möglichen Wege getroffen zu haben. Wo es aber wirklich nötig war, einzugreifen, um den Wagen der Reichsfinanzreform rechtzeitig aufzuhalten und vor einem Sturz in den Abgrund zu behüten, da ist es geschehen. Das geschah vor allem, als die Reichstagskommission jenes Prachtstück von einem Kompromiß lieferte, das ohne das Eingreifen des Reichskanzlers zu einer Ausschaltung der Liberalen geführt hätte, so aber wenigstens vorübergehend noch den guten Zweck erfüllte, die Beratungen wieder für eine Weile flottzumachen.

Natürlich bleibt die Erkenntnis, daß die deutsche Volksvertretung bei der ersten wirklich großen und bedeutungsvollen Aufgabe, vor die sie gestellt worden ist, der wichtigsten, die überhaupt seit der Schaffung der Reichsverfassung selbst den Reichstag beschäftigt hat, vor aller Welt einen beschämenden Grad von Unfähigkeit an den Tag gelegt hat, eine überaus bittere Erfahrung. Aber sie konnte uns nicht erspart werden. Und überdies hat sie auch eine wohlthätige Folge gehabt, weil sie die öffentliche Meinung aufgerüttelt hat. Die im parlamentarischen Leben leicht erzeugte Selbstgefälligkeit der Volksvertreter nimmt gar zu leicht den Ideenkreis, in dem sie sich bei der täglichen Reibung der Meinungen auf Grund von eng und schematisch gefaßten Programmen, taktischen Rücksichten und polemischem Kleinkram bewegt, für die wirkliche Stimmung der Wähler. Sie bildet sich ein, im Sinne der Wähler zu handeln, und verliert doch unbewußt die innere Fühlung mit ihnen. Wenn es oft sogar den Anschein hat, als ob die Partei über das Vaterland gestellt wird, so tut man den Parteiführern im einzelnen gewiß Unrecht. Sie glauben meist ehrlich, daß die Parteienansicht wirklich den besten Weg darstellt, dem Ganzen zu helfen; der tägliche Nahlkampf mit andern Parteien läßt sie nur häufig den Punkt übersehen, wo die Gesamtheit der verschiedenen sich durchkreuzenden Interessen auch den im Strome des praktischen Lebens stehenden Wählern das Festhalten an der parteiamtlich abgestempelten Meinung unmöglich erscheinen läßt. Die Reichsfinanzreform war eine Aufgabe, bei der sich alle Parteien, die das Ziel für notwendig erkannten, von vornherein hätten klar machen müssen, daß unter den obwaltenden Umständen an die Stelle der in den Parteiprogrammen niedergelegten Grundsätze ganz neue Erwägungen treten mußten. Statt dessen haben sich alle Parteien, auch die Blockparteien, des Fehlers schuldig gemacht, daß sie sich nicht die Regierungsvorschläge daraufhin ansahen, was davon nur irgend mit ihren wesentlichen Parteiüberzeugungen vereinbar war, sondern daß sie das sorgfältig durchdachte Gefüge des Reformentwurfs mit Hilfe der Parteitheorien vollständig auseinanderzureißen und über den Haufen zu werfen suchten. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung das Verhalten der Nationalliberalen. Die Reichsvermögenssteuer ist ein alter Wunsch der Partei. Sie wird diesen Wunsch wohl auch festhalten, wenn die Reichsfinanzreform ohne seine Erfüllung zustande kommt. Und niemand wird das beanstanden können, weil nicht nur das öffentliche, sondern auch das private Leben auf vollständig unmögliche Grundlagen gestellt wäre, wenn jede Nichterfüllung oder freiwillige Zurückstellung eines Wunsches einen völligen und endgiltigen Verzicht bedeutete. Nur unsre Parteien haben die Eigenheit, daß sie sich gegen ihre Heiligtümer zu verständig glauben, wenn sie nicht bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit alle

„einschlägigen“ Punkte ihres Programms auf den Markt bringen. Wenn es einer Partei leicht gemacht worden ist, eine führende Stellung bei einem großen Werk der nationalen Gesetzgebung zu gewinnen, so waren es die Nationalliberalen. Sie mußten nur von vornherein soviel Klugheit und Klarheit besitzen, um die Idee der Reichsvermögenssteuer einstweilen hübsch sicher in den Parteifaktenschrank zu verschließen und eine ihren Grundsätzen durchaus nicht widersprechende Form der Besitzbesteuerung zu verfechten, von der sie annehmen konnten, daß die verbündeten Regierungen ihr zustimmen würden. Ob dies gerade eine Nachlaßsteuer der vorgeschlagenen Art oder eine erweiterte Heranziehung der Hinterlassenschaften in anderer Form war, das war zunächst Nebensache; auf ein bloßes „Zusagen“, die vorbehaltlose Annahme der Regierungsvorschläge kam es gar nicht einmal an. Es blieb noch Spielraum genug, Selbständigkeit zu beweisen. Jedenfalls konnte die Partei bei einigem Weitblick in einem der wichtigsten Punkte der Reform, ohne sich selbst preiszugeben, eine feste und geradezu entscheidende Stellung einnehmen, die nach allen Seiten hin ausgleichend gewirkt hätte. Dann konnte auch in andern Fragen der Reichsfinanzreform die gegebene Vermittlerstellung der Partei zum Ausdruck kommen, und ein fruchtbarer Ausgang dieser Beratungen wäre nicht nur der nationalliberalen Partei, sondern auch dem Ansehen des Reichstages zugute gekommen. Aber da stand die Nationalliberalen das Parteiprogramm. Das Sprüchlein von der Reichsvermögenssteuer mußte doch aufgesagt werden; wozu hat man es sonst im Programm? Obwohl jeder bessere Hilfschreiber in einem Parteibureau den guten Leuten hätte sagen können, daß die Annahme dieser Idee durch die verbündeten Regierungen zurzeit einfach ausgeschlossen war! So rannte man an einer offenen Tür vorbei und rüttelte heftig an einer verschlossenen. Woher diese vollständige Verkennung der praktischen Möglichkeiten bei sonst klugen und erfahrenen Leuten? Weil unsere Parlamentarier bei den Wählern immer voraussetzen, daß sie an den Eindrücken, die die Erlebnisse des parlamentarischen Kämpfens und Arbeitens mit sich bringen, unmittelbaren Anteil nehmen. Das ist aber gar nicht der Fall. Die Wähler sehen viel mehr auf den Erfolg und den Gesamteindruck. Der Reichskanzler hat neulich ähnliches sehr hübsch angedeutet, als er von seiner Unterredung mit dem Abgeordneten Müller-Meinungen sprach. Der Parlamentsredner glaubt einen großen Sieg erfochten zu haben, wenn er seinem Gegner eine Inkonsequenz oder einen Widerspruch nachweisen kann. Aber während der Abgeordnete Müller-Meinungen pathetisch von dem „Umfall“ des Reichskanzlers spricht, antwortet ihm der Staatsmann, der die Situation eines gemeinsamen Spaziergangs Unter den Linden und vieler Hunderte von Begegnenden annimmt, mit der größten Trockenheit: „Ich biete Ihnen die höchste Wette an, daß, wenn wir diesen Leuten sagen: da ist der Reichskanzler, der vor sechs oder sieben Jahren umgefallen ist, so weiß kein einziger, wo ich damals umgefallen sein soll.“ So beruhte es auch auf falscher Schätzung, wenn die nationalliberale Fraktion des Reichstags in der Reichsfinanzreform auch da opponieren zu müssen glaubte, wo es gar nicht nötig war. Es war auf der einen Seite das Schielen einiger Abgeordneten nach ihren agrarischen Wählern, auf der andern Seite die Furcht vor dem Vorwurf einiger jüngerer Stürmer und Dränger, daß die Partei zu regierungsfreundlich sei und nicht nein sagen könne. Was das Verhältnis zu den Agrariern betrifft, so werden die Nationalliberalen mit einer solchen falschen Nachgiebigkeit gar nichts erreichen. Die Agrarier wählen sie doch nur *laute de mieux*, wie sich jederzeit erweisen wird, wo eine ernsthafte konservative Konkurrenz auftritt. Und hinsichtlich des andern Punktes kommt es den Wählern doch zuletzt nicht auf ein grundsätzliches Ja oder Nein, sondern darauf an, daß auf dem Wege, den der Volksvertreter

innezuhalten verspricht, etwas positives im Sinne des Einflusses der von ihm vertretenen politischen Grundsätze geleistet wird. In drei Jahren fragt niemand mehr, ob ein Abgeordneter für oder gegen ein einzelnes Gesetz gestimmt hat. Wohl aber fällt der Eindruck ins Gewicht, ob eine Partei die Führung übernommen oder abgewirtschaftet hat.

Den Nationalliberalen ist infolge des schmählichen Mißerfolges der ganzen bisherigen Arbeit an der Reichsfinanzreform wenigstens endlich die Erkenntnis aufgedämmert, daß sie sich ins eigne Fleisch geschnitten und mit ihrer Opposition gegen die Nachlasssteuer nur für die Konservativen gearbeitet haben. Sie haben eingelenkt und nun erkannt, daß die Wähler jetzt überhaupt keine Parteiprinzipienreiterei wollen, sondern die Vollendung des Reformwerks verlangen. Von national-liberalen Kreisen ausgehend, hat nun eine kräftige Bewegung im Reiche für die Reichsfinanzreform eingesetzt. Man will ein Ende sehen.

Und die Konservativen? Am 31. Januar, zu einer Zeit, als man bei politischen Gesprächen mit einem mitleidigen Lächeln angesehen wurde, wenn man nicht die Nachlasssteuer und jede erweiterte Form der Erbschaftssteuer als gefallen und abgetan ansah, schrieben wir an dieser Stelle folgendes: „Wenn in der konservativen Partei im Lande erst noch weiter die Einsicht durchgedrungen ist, daß ohne die Nachlasssteuer die Reichsfinanzreform nicht gemacht werden kann, wenn also der Widerstand gegen die Steuer ernsthaft den Charakter einer Gefährdung des ganzen Reformwerks annimmt, dann erscheint es doch sehr fraglich, ob die Stimmung im konservativen Lager wirklich so einheitlich bleiben wird, wie ihre Presse behauptet.“ Wir haben recht behalten. Um Mißverständnisse auszuschließen, möchten wir nur daran erinnern, daß, wenn wir für die Nachlasssteuer eingetreten sind, wir dies zur Vermeidung weitläufiger Ausdrucksweise immer so verstanden haben, daß wir das Prinzip einer ergiebigen Besteuerung der Hinterlassenschaften unter Heranziehung von Kindern und Ehegatten festgehalten wissen wollen, ohne uns auf die Art und den Umfang der Steuer im einzelnen festzulegen. Das neue Kompromiß scheint nun in der Richtung gesucht zu werden, daß die vorgeschlagene Nachlasssteuer durch eine weiter ausgebauten Erbschaftssteuer ersetzt werden soll. Mit dieser Form scheinen sich auch weitere Kreise der Konservativen einverstanden erklären zu wollen. Zunächst hat sich die konservative Partei im Königreich Sachsen in diesem Sinne ausgesprochen, und man darf wohl hoffen, daß die Erkenntnis der Lage trotz den verzweifeltsten Gegenanstrengungen des Bundes der Landwirte immer weiter in konservative Kreise durchdringen wird. Wie bedenklich die Lage in extrem-agrarischen Kreisen angesehen wird, und wie sehr man dort den Triumph der Regierungspolitik fürchtet, zeigte kürzlich das Auftreten des westpreussischen Agrarierführers, des Herrn von Oldenburg-Januschau. Man ist zwar bei dem temperamentvollen Herrn an manches gewöhnt und nimmt ihm in Anbetracht der Frische und Ehrlichkeit der Überzeugung, die offenbar dahinter steht, auch ein Kraftwort nicht übel. Wenn aber der überlegene Humor, der diesem Herrn gewöhnlich — trotz einer kleinen, nicht angenehm wirkenden Beimischung von bewusster Pose und forcierter Spasmacherie — eigen ist, in ein regelrechtes Schimpfen und eine rohe Herabsetzung seiner Gegner nach dem Muster des Genossen Ledebour und ähnlicher sozialdemokratischer Parteigrößen ausartet, dann darf man wohl daraus schließen, daß er sich am Ende seiner Betrachtungen fühlt. Und diese sachliche Feststellung genügt, um über die Person zur Tagesordnung überzugehen.

Im ganzen läßt sich schon jetzt übersehen, daß sich der Block allmählich wieder zusammenfindet, und zwar — das ist das wichtige und wertvolle dabei trotz allen trüben parlamentarischen Erfahrungen — unter dem Druck des gesunden Volks-

willens. Es besteht also die Möglichkeit, daß die Reichsfinanzreform mit Hilfe des Blocs zustande kommt. Wenn sich das Zentrum, wie es nicht unwahrscheinlich ist, ganz oder teilweise einem neuen Kompromiß anschließt, so würde das, da es sich um keine ausschlaggebende Mitwirkung des Zentrums handelt, wohl zu begrüßen sein. Allerdings würde diese Konstellation die Stellung der Konservativen, die etwa im Widerstande verharren, nicht gerade angenehm gestalten. Denn sie wollten den Block ja nur sprengen, um das Heft in der Hand zu behalten und die Liberalen auszuschalten. Jedenfalls wird die Klärung der Verhältnisse sehr bald nach dem Wiederzusammentritt des Reichstags eintreten müssen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 13. April 1909

Die dritte Lesung des Kolonialetats im Reichstag, die noch vor den Osterferien erledigt wurde, zeigte wieder das gleiche Bild wie die zweite Lesung. Vorstoßversuche gegen die Dernburgsche Eingebornenpolitik ohne Kraft und Saft. Lange Reden, die man schon oft gehört hat, aber nirgends ein schöpferischer Gedanke, ein positiver Vorschlag. Und doch bot die Samoa-Affäre, die wir in Nr. 14 eingehend besprochen haben, eine sehr gute Gelegenheit, in die bekämpfte Eingebornenpolitik der Regierung Bresche zu legen. Hätten jene Herren, die gegen diese Politik anklopfen, auf den aussichtslosen Versuch verzichtet, Herrn Dernburg durch wohlgelesene Reden zu überzeugen, und statt dessen ihre respektiven Fraktionen dazu gebracht, die günstige Lage auszunützen und einen maßvoll gehaltenen Antrag durchzudrücken, so hätten wir endlich einmal einen Anfang gehabt, mit dem sich weiterarbeiten ließ gegen die heutige gefährliche Rassenpolitik in den Kolonien. Der Inhalt eines solchen Antrags lag sehr nahe. Es wird niemand ernsthaft bestreiten wollen, daß unter den von uns in Nr. 14 geschilderten Verhältnissen eine große Gefahr für Leben und Eigentum unsrer samoanischen Landsleute vorlag und noch vorliegt, sobald die Kriegsschiffe wieder abgefahren sind und etwa Mataafa das Zeitliche segnet. Einem damit begründeten Antrag, die Kosten für die eingeborne Truppe zu streichen und dafür eine kleine weiße Truppe zu begründen, hätte auch ein Teil der Linken nicht widersprechen können. Wäre ein solcher Antrag durchgegangen, so hätten wir zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Die Weißen hätten den notwendigen Schutz gehabt, und die hochgemute Stimmung der Samoaner wäre erheblich abgedämpft worden. Diese hätten gesehen, daß wir die Herren im Lande sind und nicht mit uns spielen lassen. Jedoch auch wenn ein solcher Antrag nicht sofort durchgegangen wäre, so hätte doch die Regierung gemerkt, daß es verschiedenen Fraktionen ernst ist mit ihrer Gegnerschaft gegen die heute geübte Eingebornenpolitik. So aber mußten sich die Redner wieder von dem Staatssekretär abkanzeln lassen. Dernburg weiß sehr geschickt zu verallgemeinern. Will man mehr Rücksicht für unsre Landsleute in den Kolonien, so werden sie alle als Beuteschinder und Ausbeuter hingestellt, denen man heiligher nicht die Zügel locker lassen darf. Und als neulich das Fehlen jedes Schutzes für die Weißen in Samoa beanstandet und von einer kleinen Polizeitruppe gesprochen wurde, da tat der Staatssekretär sehr empört und fragte, was denn wohl der Reichstag dazu sagen würde, wenn er plötzlich eine Verdoppelung der Truppen in den Kolonien beantragen würde. Der Reichstag war, wie üblich, auf den Mund geschlagen, denn es erwiderte niemand auf diese Übertreibungen. Demnach bleibt auch in Samoa alles beim alten, und wir müssen uns eben bis zum nächsten Kolonialetat bescheiden. Wir wollen nicht hoffen, daß uns die dazwischenliegende Zeit neue Rucksenschläge bringt und nur die Not die Reichstagsmitglieder wieder beten lehrt, sondern daß sie sich von selbst darauf besinnen, daß das keine deutsche

Kolonialpolitik ist, unter der in Samoa eine Mischbevölkerung entstanden ist, doppelt so stark wie die weiße!

Weil wir gerade bei Samoa sind, noch eine bescheidne Frage. Warum ist eigentlich die seit längerer Zeit fix und fertig bereitstehende Regierungsschule noch nicht eröffnet bzw. wieder geschlossen worden? Wie man hört, war die katholische Mission gegen diese nichtkonfessionelle Schule und verbot ihren Schäflein, entgegen dem Willen des Gouvernements, den Besuch der Regierungsschule. Am Eröffnungstage soll kein einziger katholischer Samoaner erschienen sein, sodaß es der Gouverneur für gut fand, die Flagge zu streichen und die Schule wieder zu schließen. Und zu einem derartigen Skandal drückt die Regierung beide Augen zu. U. U. w. g.

Wir legen zwar absolut keinen Wert auf diese Regierungsschule, in der die Eingebornen erfahrungsgemäß nur zu Ansprüchen statt zu Leistungen erzogen werden. Und die allzu großen Ansprüche gerade sind es, die man den Samoanern abgewöhnen sollte. Aber der Vorfall scheint ein weiterer Beweis dafür zu sein, daß in Samoa ein fester Wille auf der ganzen Linie fehlt, trotz allen offiziellen Versicherungen über die Vorzüglichkeit der Soltschen Politik!

Samoa und Ostafrika waren in letzter Zeit unsre Sorgenkinder, dazu hat sich nun auch noch Südwestafrika gesellt. Zwar die Diamantenhäufte ist dort in schönster Entwicklung und scheint sich zum Taumel entwickeln zu wollen, nachdem man nun auch noch Blaugrund, das Muttergestein der Diamanten, bei Lüderitzbucht gefunden hat. Der Glücksfall der Diamantenfunde ist gewiß mit Freuden zu begrüßen, denn wir können doch jetzt hoffen, aus der Kolonie wieder herauszubekommen, was uns der Krieg gekostet hat. Zudem werden die Verwaltungseinnahmen aus der Diamantenproduktion den Weg zur Selbständigkeit der Kolonie erheblich abkürzen. Und das kann man unsern Landsleuten nur gönnen. Man soll uns aber nicht übelnehmen, wenn wir im übrigen jenes Glück mit Fassung tragen, ja sogar skeptisch darüber denken und unsre Sorge mehr der Kolonie als deutschem Siedlungsland zuwenden. Leider haben die Diamanten bis jetzt nur Unfrieden gesät, denn unsre Landsleute drüben sind nicht mit Unrecht der Ansicht, daß sie von der Kolonialverwaltung benachteiligt worden sind, indem die Diamantfelder gesperrt und der Erschließung und Verwertung durch das Großkapital in Verbindung mit der Kolonialverwaltung vorbehalten worden sind. Wir werden auf diese Frage im einzelnen in einer der nächsten Nummern zurückkommen. Mit der gegenwärtigen Obstruktion eines Teils der Ansiedler steht sie nur insofern im Zusammenhang, als sie die Erbitterung im Windhuker Bezirk zur Explosion gebracht hat.

Die Bezirksversammlung in Windhuk lehnte die Beteiligung an der gesamten Selbstverwaltung ab, da ihre Wünsche wegen der Einrichtung eines Landesrats unberücksichtigt geblieben und die Rechte für den Gemeinderat und den Bezirksrat infolge ihrer Beschneidung bei schweren Lasten und Pflichten wertlos geworden seien.

Also die vielbesprochne Selbstverwaltung ist es in Wirklichkeit, die den Konflikt mit der Regierung herbeigeführt hat. Die Ansiedler verlangen für die aus ihrer Mitte gebildeten Körperschaften Beschlußrechte, die Regierung hat ihnen aber nur das Recht der Mitberatung eingeräumt, mit der Begründung, daß die Finanzen der Kolonie dazu noch zu unentwickelt seien. Wir können dieser Anschauung nicht ganz beistimmen, wenn wir auch der Ansicht sind, daß sich der Bezirksverein Windhuk größere Mäßigung hätte auferlegen und abwarten sollen, wie sich die Selbstverwaltung in der von der Regierung bewilligten Form in der Praxis

bewährt. Denn ein großer Teil der Ansiedler steht auf einem gemäßigtorn Standpunkt und will den Konflikt nicht auf die Spitze treiben. So äußerte sich vor kurzem ein bekannter Führer der südwestafrikanischen Ansiedler, der Farmer Karl Schlettwein in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“: „Die Kolonisten sollen in den neuen Kommunal- und Bezirksverbänden zunächst den Beweis liefern, daß sie im eignen Hause haushalterisch zu wirtschaften verstehen, bevor man ihnen weitergehende Wünsche auf unmittelbaren Einfluß auf die Landesverwaltung zuerkennen will. Man hat seinerzeit diese Differenzen zu einer Kabinettsfrage zu machen versucht. Würden die Herren, die damals äußerten, »Wenn die Regierung unsere Wünsche nicht erfüllt, machen wir zukünftig nicht mehr mit«, dies wirklich ausführen, würde man nur sagen können: Im Landesinteresse haben sie nicht gehandelt, vielleicht im persönlichen. Was uns heute abgelehnt wird, gilt es zukünftig zu erkämpfen, nicht durch drohendes Fordern, wo wir nichts zu fordern haben, sondern durch sachliches, ruhiges Arbeiten.“ Danach hätten die Windhuker handeln sollen. Und sie hätten es um so mehr gekonnt, als sie im Gegensatz zu ihren ostafrikanischen Landsleuten einen Gouverneur haben, der Vertrauen verdient, dem die Zukunft seiner Kolonie Herzenssache ist. Herr v. Schuckmann hätte jedenfalls dafür gesorgt, daß die Befugnisse der südwestafrikanischen Selbstverwaltung baldigt erweitert worden wären, denn durch die Diamantenproduktion werden, wie gesagt, die eignen Einnahmen der Kolonie bald erheblich steigen, und die oben erwähnten Einwände gegen eine richtige Selbstverwaltung hinfällig werden.

Mit all dem soll aber keineswegs gesagt werden, daß wir die Kolonialverwaltung von jeder Schuld freisprechen. Im Gegenteil, unser Erachtens hätte sich bei einigem guten Willen von Seiten des Kolonialamts der Konflikt vermeiden lassen. Aber in Berlin herrscht eben die Tendenz, die Bäume der kolonialen Landsleute nicht in den Himmel wachsen zu lassen; die Leute sollen wohl immer hübsch an der Strippe gehalten werden, damit das wirtschaftliche und politische Leben draußen von der Zentralverwaltung nach Belieben gelenkt werden kann.

Rudolf Wagner

Halles Jahrbuch. Auch der zweite, Deutschland behandelnde Teil des dritten Jahrgangs von Ernst von Halles Jahr- und Lesebuch der Weltwirtschaft (Leipzig und Berlin, V. G. Teubner, 1908) ist uns nun zugegangen. Das vortreffliche Werk gibt nicht bloß trockne Referate über die einzelnen Produktionsgebiete, sondern lebensvolle Bilder von ihnen, die reich an belehrenden Aufschlüssen sind, ja mitunter geradezu unterrichten, z. B. über das richtige Maß der Verwendung von Kraftfutter bei Milchkühen. Überhaupt zeichnen sich die der Landwirtschaft gewidmeten Abschnitte durch erschöpfende Vollständigkeit aus. Man bekommt beinahe ein Lehrbuch der Pferdeezucht und des Remontierungswesens, und ebenso gründlich werden die Düngemittel, die ländliche Verschuldung, die Kreditorganisation, die innere Kolonisation, speziell die Ansiedlungstätigkeit in Posen und Westpreußen behandelt. Je mehr man bekommt, desto mehr verlangt man. Angaben über den Gesamtwert der landwirtschaftlichen oder noch besser der gesamten Produktion (Fischerei, Forstwirtschaft und Bergbau einbegriffen) würden überaus wertvoll sein, weil heute ganz allgemein der volkswirtschaftliche Wert der Industrie, der Umformungsarbeit, überschätzt wird. In einer Übersicht über die Produktion des Jahres 1908 im Börsenteil der Schlesiſchen Zeitung fand ich den Wert der deutschen Getreide- und Kartoffelernte und des verkauften Schlachtviehs für das Jahr 1907 auf 9,3 Milliarden Mark geschätzt. Man rechne dazu: das im Hause geschlachtete Vieh, die Milch und die Wollereiprodukte, Geflügel und Eier, Wild,

Gemüse, Obst und Wein, Fische, Holz, Kohlen, Metalle, mineralische Düngemittel und schätze danach, wieviel von den 26 Milliarden deutschen Volkseinkommens als Ertrag von Industrie und Handel übrigbleiben mag. Bei Halle nun fehlen nicht allein solche Summierungen, es fehlt auch trotz aller Überfülle an statistischen Tabellen das Material, mit dem man sie selbst vollziehen könnte. So fehlt schon der Geldwert der Kartoffelernte von 1907; nur den der Getreideernte (beinahe fünf Milliarden) erfährt man. Und wenn man selbst die Tonnenzahlen für die Jahre 1903 bis 1907 addiert, so erfährt man noch etwas besonders interessantes. Der Ernteertrag ist nämlich in dem angegebenen Zeitraum von 25 104 563 auf 26 342 147 Tonnen, der Geldwert der Ernten aber viel stärker, nämlich von 3 371 527 746 auf 4 960 200 662 Mark gestiegen, jener um etwa vier, dieser um rund vierzig Prozent; da haben wir einen der fatalsten Interessentkonflikte zwischen der Landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung und zugleich den Grund, weshalb bei gleichbleibender Bodenfläche und wachsender Bevölkerung die Steigerung der Arbeitslöhne und der Beamtengehälter eine Schraube ohne Ende ist. Doch muß man, um die daraus sich ergebende Perspektive nicht gar zu düster erscheinen zu lassen, hervorheben, daß trotz andauernder und steigender Nahrungsmittelteuerung der Fleischverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung auch im Jahre 1907 noch zugenommen hat, was wiederum der Leistungsfähigkeit unsrer heimischen Landwirtschaft das glänzendste Zeugnis ausstellt. In dem Abschnitte über die Konfektion berührte uns die Konstatierung der beschämenden Tatsache recht peinlich, daß der durchschnittliche Deutsche, der doch heute, wie man uns versichert, so reich geworden ist, immer noch seine Kleider schuldig bleibt; nur ist jetzt nicht mehr der größtenteils zum „Schwarzarbeiter“ herabgesunkne kleine Schneider der durch die Pumpwirtschaft hauptsächlich geschädigte, sondern der Konfektionär, wie Seite 139 Spalte 1 beschrieben wird.

Neue Bücher für Naturfreunde. Naturwissenschaftliche Publikationen, die nicht für den engen Kreis der Fachgelehrten, sondern für alle Naturfreunde im weitesten Sinne bestimmt sind, sind in der letzten Zeit so zahlreich erschienen, daß es schon unmöglich geworden ist, alle zu registrieren. Aus der Fülle der uns während der letzten Monate in die Hände gekommenen Erscheinungen dieser Art wollen wir deshalb nur einige wenige, die uns besonders angesprochen haben, hervorheben.

Da sind zunächst die Lebensbilder aus der Tierwelt, herausgegeben von H. Meerwarth, von denen uns ein Sonderheft unter dem Titel „Das Tierbild der Zukunft“ vorliegt (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 40 Pf.). Das Heft hat die Bestimmung, dem Publikum einen Begriff von dem zu geben, was die Verlagsbuchhandlung, die durch den Erfolg der von ihr publizierten Schillingsschen Bücher „Mit Blicklicht und Büchse“ und „Der Zauber des Elelescho“ angeregt worden ist, auf dem so glücklich beschrittenen Wege fortzugehen, mit dem großangelegten neuen Unternehmen beabsichtigt. Es handelt sich um nichts geringeres als um eine möglichst vollständige Sammlung von photographischen Originalaufnahmen lebender Tiere in ihrer natürlichen Umgebung. Zunächst sind 4 Bände, jeder zu 16 Lieferungen zum Preise von je 75 Pf., in Aussicht genommen, von denen der erste die Säugetiere, der zweite die Vögel, der dritte die Amphibien, Reptilien und die Fische, der vierte die wirbellosen Tiere behandeln soll. Was das Sonderheft, das eine Zusammenstellung von Aufnahmen aus den genannten vier Kategorien enthält, an Proben bietet, ist geradezu mustergiltig und von überraschender Schärfe, wobei ausdrücklich hervorgehoben werden muß, daß jede Retouche vermieden ist. Aufnahmen wie die des Gams- und Steinwildes aus der Tatra, des amerikanischen Wibers, des Purpurreihers am Nest und des vom Horst abstreichenden Fischadlers dürften kaum ein

zweitesmal so glücklich herzustellen sein, und das Porträt des Eichelhäfers muß jedem, der diesen mißtrauischen Gesellen kennt, mit unbegrenzter Hochachtung vor der Pürschfertigkeit des Photographen erfüllen. Ganz ausgezeichnet ist auch der frisch geschriebne Text, von dem das Heft Proben aus der Feder des Herausgebers und des bekannten Jagdschriftstellers Hermann Vöns enthält.

Eine ähnliche Publikation in größerem Formate, die unter dem Titel Weichers Naturbilder (Wilhelm Weicher, Berlin, 12 Lieferungen zu je 80 Pf.) zu erscheinen begonnen hat, verdankt ihre Entstehung dem häufig geäußerten Wunsche nach größeren photographischen Naturaufnahmen, als sie die von uns seinerzeit besprochenen zierlichen Bändchen „Gowans' Naturbücher“ desselben Verlags bieten. Nach den uns vorliegenden vier Lieferungen zu urteilen, liegt der Schwerpunkt bei diesem Werke mehr in der Wiedergabe der Vogelwelt und des Kleintierlebens. Gerade der Ornithologe wird hier manche Anregung finden, denn eine ganze Reihe von Aufnahmen behandelt den Nestbau, das Gelege und die Nestjungen heimischer Vogelarten. Aber auch die kleinen Raubtiere, Mager und Insektenfresser, vor allem aber die Reptilien, Amphibien, Fische und Insekten sind gut vertreten. Dazu kommen noch Pflanzenaufnahmen, sodaß das Programm der „Naturbilder“ gegen das der „Lebensbilder“ wesentlich erweitert erscheint. Ein beschreibender Text fehlt jenen dagegen, da das Buch mehr als ein Naturbilderbuch gedacht ist und lediglich die Bestimmung hat, in Schule und Haus die erste Anregung zu einer intensiven Beobachtung der Natur zu geben.

Den Dank aller derer, die über die Kardinalfrage: Instinkt oder Überlegung nachzudenken lieben, hat sich der greise, schon von Darwin als ein „unvergleichlicher Beobachter“ gerühmte Entomologe J. S. Fabre mit seinen berühmten Souvenirs Entomologiques erworben, von denen der „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde,“ soeben als erste Reihe der Bilder aus der Insektenwelt einen stattlichen, schön illustrierten Band veröffentlicht (Francksche Verlagshandlung, Stuttgart, kart. 2 Mark). Fabre hat sich auf einem entlegnen, unfruchtbaren und hauptsächlich mit Disteln, Brombeerhefen und Unkraut bestandnen Stückchen Landes in seiner südfranzösischen Heimat ein Laboratorium zur Beobachtung des Insektenlebens eingerichtet und hier im Laufe der Jahre eine reiche Ernte überraschender Forschungsergebnisse eingebracht. Dabei ist er als Experimentator streng systematisch vorgegangen und hat seine Beobachtungsobjekte vor Aufgaben gestellt, deren mehr oder minder gelungne Lösung er die Erkenntnis verdankt, daß bei den Insekten der Instinkt am meisten entwickelt ist und sich zuweilen zu einer vor keinem natürlichen Hindernis zurückschreckenden, wahrhaft raffinierten Kunst steigert, aber immer versagt, wenn an das Tier Anforderungen gestellt werden, bei denen es in eine ihm selbst und seiner Art ungewohnte Situation versetzt wird. Wir haben diesen ersten Teil des Werkes, dem hoffentlich recht bald der zweite folgt, mit einem an Begeisterung grenzenden Interesse gelesen.

Mit besondrer Freude können wir heute wieder zwei Bücher von Hermann Vöns ankündigen: Mummelmann, ein Tierbuch (Adolf Sponholz Verlag, G. m. b. H., Hannover, gebunden 3 $\frac{1}{2}$ Mark) und Aus Wald und Heide, Geschichten und Schilderungen, für die Jugend ausgewählt von dem Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins Hannover-Binden (ebenda, kart. 1 Mark). Vöns ist, was wir schon öfter zu betonen Gelegenheit hatten, ein ebenso gründlicher Tierkenner wie anregender und amüsanter Erzähler. Wenn er in seinen Skizzen das Tier auch immer individualisiert und mitunter im Sinne des alten Tierepos bis zu einem gewissen Grade vermenscht, so respektiert er doch stets die Naturwahrheit. Er läßt die Tiere handeln, wie sie eben wirklich handeln, und legt diesen Handlungen nur menschliche Motive unter. Darin liegt dann für den Kenner ein herzerfrischender Humor, dem wir aus der ganzen neuern Literatur nichts an die Seite zu setzen wüßten. Aber nicht nur der

Humor kommt in „Mümmelmann“ zu seinem Recht, auch für die Tragik im Tierleben findet Böns ergreifende Töne, und die Geschichte vom Mordhirsch zum Beispiel packt den Leser, daß er sie nie wieder vergißt. Das kleinere Bändchen „Aus Wald und Heide“ ist eine zunächst für die Jugend bestimmte Auswahl aus den Skizzen-sammlungen „Mein braunes Buch“ und „Mein grünes Buch“. Wer es zur Hand nimmt, wird sich — daran zweifeln wir nicht! — schleunigst bei seinem Buchhändler die größeren Werke des Verfassers bestellen.

J. R. H.

Christentum und Kirche noch einmal. Dem im 12. Heft angezeigten Buche ist nach vollendeter Korrektur in der Druckerei noch ein Malheur zugestoßen. Die Redaktion der Grenzboten hat die Güte, mir die Berichtigung an dieser Stelle zu gestatten, wo sie wenigstens einigen Lesern des Buches nützen wird. In der letzten Anmerkung ist auf S. 723 der Schluß durch den Ausfall einer Zeile und Verdoppelung einer andern zu völliger Sinnlosigkeit entstellt worden. Er soll lauten: „Die geforderte Aufhebung der eignen Persönlichkeit, des endlichen, psychischen Ich endlich beweist gleich vielen andern Äußerungen Schmidts seine Verwandtschaft mit dem Pessimismus, der in der Individuation das Böse sieht. Dazu hat, von Sichte an, trotz Hegels optimistischem Temperament, der gesamte sogenannte Idealismus geneigt; erst der an Leibnitz anknüpfende Locke hat der deutschen Philosophie den Weg gezeigt, auf dem der Sturz in den Abgrund vermieden werden kann, und dieser Weg führt ganz nahe ans Christentum heran.“

C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig
Verlag von F. v. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Wir empfehlen das Werk allen den zahlreichen Gebildeten, denen der erweiterte Blick ins Weltall als einer der schönsten und reinsten Genüsse erscheint, als Führer in das Gebiet der physikalischen Erforschung der Himmelskörper.
(Himmel und Erde)

Populäre Astrophysik

Von Dr. J. Scheiner,

a. o. Professor der Astrophysik an der Universität Berlin, Haupt-
observator am Astrophysikalischen Observatorium bei Potsdam.
Mit 30 Tafeln u. 210 Figuren im Text. In Leinwand gebunden Mk. 12.—.

Inhalt: Die astrophysikalischen Methoden. Physikalische und physiologische Grundlagen. Die Spektralanalyse. Die Photometrie. Die strahlende Wärme der Sonne. Die Himmelsphotographie. Die Ergebnisse der astrophysikalischen Forschung. Die Sonne. Die Planeten, Monde, Kometen, Meteore, das Zodiakallicht. Die Nebelflecken. Die Fixsterne.

„Besonders hervorzuheben sind die zahlreichen Tafeln, die in ausgezeichneter Reproduktion typische Nebelflecke, Sternhaufen usw. darstellen und eine treffliche Erläuterung des Textes bilden. Bei dem großen Interesse, das in gebildeten Laienkreisen der Astronomie entgegengebracht wird, muß das Erscheinen eines solchen Werkes um so erwünschter sein, als in den Lehrbüchern der populären Astronomie die Astrophysik gewöhnlich nicht diejenige Beachtung findet, die ihr gemäß ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Universums gebührt.“
(Physikalische Zeitschrift.)

„Eine so handliche Zusammenstellung des wichtigsten Materials und eine so reiche Sammlung astrophotographischer Dokumente wird auch dem Fachgenossen willkommen sein.“
(Naturwissenschaftliche Wochenschrift.)

*Ausführlicher reichillustrierter Prospekt wird jedem Interessenten vom Verlag
B. G. Teubner in Leipzig umsonst und postfrei gesandt.*